

Nachdruck verboten.

44] Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nezö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

20.

Wenn der Frost es gestattete, arbeitete man mit voller Kraft an der Ausgrabung des Grundes zu den neuen Arbeiterwohnungen. Brun war ganz erfüllt von der Arbeit und ging da draußen vom Morgen bis zum Abend umher und fror. Er hatte einen großen Mantel an, den er über den Ueberrock ziehen konnte und trug Fausthandschuhe über den pelzgefütterten Handschuhen. Ellen hatte ihm einen großen Schal gestrickt, den er vor den Mund binden sollte; sie gab vom Fenster her acht auf ihn und mußte ihn von Zeit zu Zeit hereinholen, um ihn aufzutauen. Aber ihn im Hause zu halten, war unmöglich; er war zu sehr gespannt, die Arbeit fortschreiten zu sehen. Wenn der Frost die Erde verschloß und die Arbeit hemmte, trippelte er trotzdem da draußen umher, ruhelos und schlechter Laune.

An den Wochentagen war Pelle ja nie bei Tageslicht zu Hause, aber des Sonntags mußte er mit hinaus und sehen, was geschafft war, sobald nur der Tag graute. Der Alte kam und klopfte an seine Tür.

„Na, Pelle, kommst Du noch nicht bald aus den Federn?“

„Er muß doch wirklich so lange liegen bleiben, bis er seinen Kaffee getrunken hat,“ erklärte Ellen von der Küche aus.

Dann lief Brun noch einmal rund um das Haus herum, um sich die Zeit zu vertreiben; er war nicht eher zufrieden, als bis er Pelle das Ganze gezeigt und dieser die Veränderungen gutgeheißen hatte. So, hatte er sich gedacht, sollte der Weg einmal laufen, und dort, wo sich die Wege kreuzten, würde sich ein kleiner Park mit Kunstwerken gut ausnehmen! Neue Ideen sproßten beständig aus dem Unternehmen auf, die Phantasie des Bibliothekars zauberte eine ganze Stadt aus den fahlen Feldern hervor, mit Freischule, einem Theater und traulichen Aufenthaltsorten für die Alten.

„Ein Konsumverein und eine Klein-Kinderschule errichten wir gleich,“ sagte er. „Allmählich, wenn wir erst mehr geworden sind, wird all das andere schon kommen! Nur für ein Armenhaus und ein Gesängnis, denke ich, werden wir keine Verwendung haben.“

Sie konnten den ganzen Vormittag damit verbringen, da draußen umherzugehen und Pläne zu machen; Ellen mußte sie hereinholen, wenn sie essen sollten. Sie fand sie in der Regel in eifriger Unterhaltung über irgend einem Loch stehen — über einem ganz gewöhnlichen viereckigen Loch in der Erde — mit Schneeschlamm oder Eis auf dem Grunde. So wurde der Platz für jedes Haus ausgegraben, aber die beiden redeten darüber, als sei es der Anfang zu einer ganz neuen Erde!

Am Tage entbehrte er Pelle und sah ebenso eifrig nach ihm aus wie Ellen, wenn die Zeit herankam, wo er von der Arbeit zurückwartet werden konnte. „Ich werde wirklich ganz eifersüchtig auf ihn,“ sagte Ellen und zog Pelle durch die Küchentür mit sich hinein, um ihm unter vier Augen Guten Tag sagen zu können. „Wenn er es könnte, nähme er Dich mir ganz weg.“

Wenn Pelle aus gewesen war, um einen Vortrag zu halten, pflegte er erst nach Hause zu kommen, wenn sich Brun schon zur Ruhe begeben hatte, und des Morgens, wenn er fortging, war der Alte noch nicht auf. Brun fuhr sonst niemals in die Stadt, er schüchte das schlechte Wetter vor, wußte in Wirklichkeit aber nicht, was er da drinnen mit sich anfangen sollte. Wenn einige Tage vergangen waren, ohne daß er Pelle gesehen hatte, kam eine Unruhe über ihn; er verlor das Interesse an den Erdarbeiten und trippelte rastlos herum, ohne jedoch etwas vorzunehmen. Und plötzlich zog er die Halbstiefel an und arbeitete sich über die Felder hinweg bis an die Straßenbahn. Dann stand Ellen am Fenster und beobachtete mit einem gerührten Näckeln seine Eile, sie wußte ja, was ihn zog.

Man hätte glauben sollen, daß zwischen den beiden geheime Bande des Blutes beständen, so hingen sie aneinander. „Was macht der Alte?“ war Pelles erste Frage, wenn er zur Tür hereinkam; und wenn Brun sein Vater gewesen wäre, hätte er ihn nicht mit rührenderer Bewunderung in seinen Greisenaugen verfolgen können, als er es tat. Wenn Pelle weg war, ging der Alte mit einem Ausdruck umher, als suche er beständig etwas.

Ellen war nicht damit zufrieden, daß er da draußen in allem Wetter bei den Erdarbeiten herumliefe. Am Abend legte sich ihm die Stubenwärme auf die Brust und verschlimmerte seinen Husten.

„Es endet, weiß Gott, noch mit einer tüchtigen Erkältung,“ sagte sie dann. Sie wollte, daß er ein paar Tage im Bett bleiben sollte, damit er die Erkältung los würde, ehe sie sich ganz festgesetzt hatte.

Das war eine stehende Streitfrage zwischen ihnen, und Ellen ruhte nicht, bis sie den Sieg davontrug. Und als er der Erkältung erst dies Zugeständnis gemacht hatte, brach sie auch allen Ernstes los; die Bettwärme taute die Kälte aus seinem Körper heraus, so daß Nase und Augen liefen.

„Ein Glück, daß wir Sie noch rechtzeitig eingefangen haben,“ sagte Ellen. „Und nun kommen Sie nicht aus dem Bett, bis der ärgste Frost überstanden ist — und wenn ich Ihnen Ihre Kleider verstopfen soll.“ Sie pflegte ihn wie ein Kind und kochte ihm „Kamillentee“ von Blumen, die sie im Sommer gesammelt und getrocknet hatte.

Als er erst wieder sitzen durfte, fand er sich gut da hinein, sein alter Körper fand sich leicht im Bett zurecht. Er lag da und genoß es, umgebettet zu werden und ersann bald dies, bald jenes, um von Ellens Händen gepflegt zu werden.

„Jetzt machen Sie sich gewiß auch elender, als Sie sind,“ sagte sie und lachte ihn aus.

Brun lachte selbst mit. „Ich bin auch noch nie verhätschelt worden,“ sagte er. „Seit ich geboren wurde, haben meine Eltern Menschen gedungen, um für mich zu sorgen, darum bin ich ja so ausgedörft. Alles habe ich für Geld kaufen müssen. Nun, es liegt ja eine gewisse Gerechtigkeit darin, daß das Geld die Liebe tötet, sonst blieb einem ja auch nichts mehr zu wünschen.“

„Ja, es ist gut, daß man das Beste nicht für Geld kaufen kann!“ sagte Ellen und stopfte ihm die Bettdecke an den Füßen ein.

Brun wurde mit aufgestapelten Kissen gestützt, so daß er im Liegen arbeiten konnte. Er hatte eine Karte des Hügelhofes neben sich liegen und machte Entwürfe zu einer planmäßigen Bebauung des Terrains. Seine Gedanken darüber schrieb er in ein Heft nieder, das als Beilage zu den Plänen dienen sollte. Er arbeitete, sobald es hell wurde bis um die Mitte des Tages; während der Zeit hatte Ellen ihre liebe Not, die Kinder unten zu halten, jeden Augenblick war Svend Trost auf dem Wege nach oben zu dem Alten.

Am Nachmittag, wenn sie in der Küche fertig war, kam sie eine Stunde mit ihnen heraus. Dann bekamen sie ein Bilderbuch und wurden an Bruns großen Arbeitstisch gesetzt; Ellen setzte sich mit ihrem Strickzeug an das Fenster und unterhielt den Alten. Von ihrem Platz aus konnte sie die Erdarbeiten draußen auf dem Felde verfolgen und mußte ihm verständlich erzählen, wie weit sie mit jedem einzelnen Grund waren.

Da draußen standen immer einige Hundert Mann und sahen den Arbeitern zu, eine frierende Schar, die sich beständig ergänzte. Es waren Arbeitslose, die ausgekundschaftet hatten, daß hier draußen etwas im Gange war. Lange vor Tagesgrauen stellten sie sich ein, in der Hoffnung, Glück zu haben, und den ganzen Tag wanderte der Strom ein und aus, eine endlose Kette von traurigen Männern. Sie konnten sehr wohl hoffnungslos Verdammten gleichen, die ein ungeheures Rad traten; über die Felder hinab lief eine breite Spur von ihren Füßen.

Brun lag da und quälte sich bei dem Gedanken an diese Laufende von Männern, die ganz bis hier heraus stöberten, um Arbeit für einen Tag zu bekommen, und mit einem abschlägigen Bescheid wieder gehen mußten. „Wir können ja nicht noch mehr Männer für das annehmen, was schon im

Gänge ist, sonst stehen sie einander nur im Wege," sagte er zu Belle. "Aber am Ende könnten wir schon jetzt einige Zukunftspläne ausführen? Könnten wir nicht damit anfangen, Wege abzustechen und dergleichen, damit die Menschen was zu tun bekommen?"

Nein, darauf wagte Belle nicht einzugehen.

"Zum Frühling brauchen wir Kapital, um den Gerbern mit einer Genossenschaftsgerberei in Gang zu helfen," sagte er. "Das wird in ihrem Fachverein an einem der ersten Tage angenommen werden, unter der Voraussetzung, daß wir Geld dazu vorschließen, und ich halte es für sehr wichtig, die Sache vorwärts zu bringen. Unsere Gegner benutzen es als Waffe gegen uns, daß wir unsere Rohstoffe aus dem Auslande beziehen. Das ist auch auf die Dauer unhaltbar, und jetzt muß es ein Ende haben. So wie die Sache jetzt liegt, hängt die Fabrik in der Luft; man kann uns den Bezug der Rohstoffe abschneiden, und dann sind wir fertig. Haben wir aber erst unsere eigene Gerberei, so ist der eine Betrieb bis auf den Grund durchgeführt und kann nicht umgerannt werden! Dann können wir einem Lockout in unserem Fach mit Ruhe entgegensehen."

"Die Häute!" wandte Brun ein.

"Da sind wir bei der Landwirtschaft angelangt, das ist bereits kooperativ organisiert und läßt sich gewiß nicht gegen uns gebrauchen. Da müssen wir überhaupt anknüpfen, sobald wir einigermaßen im Gange sind, müssen Vieh kaufen und selbst schlachten, so daß wir uns außer mit Häuten auch selbst mit gutem und billigem Fleisch versorgen."

"Ja, ja, aber die Gerberei verschlingt doch nicht unser ganzes Vermögen. Zu einigen Wegeanlagen müßte doch wohl noch genug übrig bleiben."

"Nein, das geht nicht," erklärte Belle bestimmt. "Bergeffen Sie nicht, daß wir auch an die Konsumvereine denken müssen, sonst ist all unsere Arbeit auf Sand gebaut; das eine zieht das andere nach sich. Es hängt zu viel von dem ab, was wir vorhaben, wir dürfen unser Unternehmen nicht mit toten Werten belasten, die es auf den Grund ziehen. Erst die Menschen, dann die Wege! Die Arbeitslosen von heute müssen sehen, wie sie ohne uns beide fertig werden!"

"Du bist ein wenig hart, finde ich!" sagte Brun und krommelte auf das Oberbett, verleßt durch Belles Unerbittlichkeit.

"Es ist nicht das erstemal, daß ich der Härte in dieser Verbindung angeklagt werde, aber darin muß ich mich finden!" erwiderte Belle ernsthaft.

(Fortsetzung folgt.)

1)

Das Meer.

Von Gustaf Janson.

Es ist über sechzig Jahre her, daß es auf der ganzen Insel hieß: "Joel Nord kann bei jedem Wetter mit jedem beliebigen Boot segeln." Und oft wurde mit Bewunderung oder auch schlecht verhehltem Neide hinzugesagt: "Seh' ihn in 'nem morschen Badtrog und gib ihm 'nem Fesem vom 'nem alten Saß auf 'ner Stange, er geht nicht unter."

Und die Leute hatten recht. Wie hoch die See auch gehen mochte, Joel war draußen in seinem Boot, und es mußte ordentlich stürmen, bevor er die Segel strich. Warf man ihm seinen Uebermut vor, lautete die Antwort:

"Ja hab' nie gehört, daß 'n Kerl, der die Augen offen hält, zugrunde geht. Das passiert nur Sonntagsegelern oder natürlich auch Trunkenbolden."

Die Zuhörer schüttelten die Köpfe und murmelten etwas vom Krug, der so lange zu Wasser geht, bis er zerbricht, oder dem ähnliches. Aber da man beständig Joel um die Insel fahren sah, gewöhnte man sich allmählich daran und hörte auf, sich zu verwundern, daß kein Unglück geschah. Mit der Zeit ward es eine abgemachte Sache, daß er sich stets und bei jedem Wetter auf der See umhertrieb, und nach einem oder zwei Jahren zweifelte niemand mehr daran, daß Joel der beste Schiffer auf der ganzen Insel sei. Heulte der Sturm, daß die Fischer beim bloßen Gedanken, hinaus zu müssen, erblaßten, war man sicher, Joel draußen zu finden.

"Ja, ja, heut' ist's 'n Wetter für Joel," hieß es, und dabei nickten die Männer einander zu, "woll'n seh'n, wie lange er's treibt."

Und Joel trieb's lange Zeit. Weder Schären noch Steine hinderten ihn, und keine Sturzwellen tat ihm was zuleide. Er kam hindurch, wo andere untergegangen wären. Obwohl widerwillig mußten die Inselbewohner ihn bewundern, wenngleich sie sich Einwendungen und Unglücksprophezeiungen nicht verjagen konnten.

"Ja," entgegnete ihnen Joel mit angennommener Schüchternheit: "Ohne Wind kommt man doch nicht von der Stelle."

Damals war er ein sechs Fuß großer, aufgeschossener Jüngling, und wenngleich seine Haltung hätte besser sein können, trat er mit der Sicherheit eines alten Mannes auf. Seine hellblauen Augen blickten offen, ohne Scheu und Schwanken drein, und das blonde Haar kräuselte sich an den Schläfen. Trotzdem kümmerten sich die Mädchen nicht um ihn, was Joel jedoch nicht hinderte, seinen Arm um Annas schlaffe Taille zu legen. Sie nahm seine Guldigung gnädig auf, und Joel begnügte sich einstweilen damit.

Das Gehöft Granskär, Annas Geburtsstätte, lag auf der Südseite der Insel an einer Bucht, deren Eingang von einer Reihe Felsplatten und Klippen, die bis zum Wasserspiegel emporragten, gesperrt war. Selbst bei ruhigem Wetter erforderte es große Umsicht, ein Boot zwischen den Felsen hindurch zu steuern, aber gerade das lockte Joel mehr als alles andere, die Fahrt dorthin zu unternehmen. Gingen die Sturzwellen so hoch, daß der Gischt einen brausenden Kranz um die Klippen focht, war es sein größtes Vergnügen nach Granskär zu segeln. Dort war zwischen zwei Felsen eine schmale Rinne, die selbst die Bewohner von Granskär selten benutzten, wenn sie zur Bucht hinaus oder herein wollten, obwohl der Umweg sie gute fünf Minuten kostete. Aber lieber wählten sie den längeren Weg, als den Stromschnellen und Strudeln Troß zu bieten. Joel Nord war anderer Meinung, die Rinne zwischen den Klippen war es gerade, die ihn lockte.

"Bill' einer sein Mäd'el sehen, gibt er keine Minute fort," entschied er.

Trieb die See landeinwärts und es drohte Gefahr, zog es ihn unwiderstehlich zu der gefährlichen Rinne. Dann schien es, als wäre er eins mit seinem Boot, das alle seine Winde verstand. Es tauchte zwischen zwei Wogen hinab und wurde im rechten Augenblick von der größten an den Felsen vorbeigetragen. Hinter ihm öffnete sich dann ein tiefes Tal und einen Augenblick grinsten die scharfen Ranten der Untiefe, um gleichsam zu zeigen, welcher Gefahr der Segler entronnen sei. Aber dann war Joel bereits im stillen Wasser auf der anderen Seite und trieb gemächlich der Schiffsbrücke zu. Keiner auf der ganzen Insel wagte es, ihm das Kunststück nachzumachen, wenn der Wind landeinwärts wehte.

Dann kam Anna hinab zur Brücke und begrüßte ihren Bewunderer, der ihr von seinem Platz im Boot aus zunickte, worauf sie lachte und ihre weißen Zähne zeigte, aber kaum ein Wort wurde gewechselt. Hatte Joel seine Geschäftlichkeit als Segler gezeigt, meinte er das seinige getan zu haben, und sagte er nichts, schwieg auch Anna. Uebrigens waren beide noch so jung, daß sie nicht an die Zukunft dachten.

Anders wurde es, als Eiderman aufrat. Er war Lotse und Bittwer und sah sich nach einem tüchtigen Weib um, geeignet für ihn und seine beiden Kinder aus erster Ehe zu sorgen. Da fielen seine Augen auf Anna in Granskär, sie war junge und stets guter Dinge, auch ging ihr alles leicht von der Hand. Bei seiner Besuchen wählte er stets die Landstraße und setzte sich dann zu Annas Eltern, denn hatte er diese gewonnen, meinte er, würde auch Anna nicht nein sagen, sobald er freite.

Joel Nord war nicht so dumm, daß er nicht begriffen hätte, woher der Wind wehe. Deshalb beschloß er eines Tages, als der Sturm ärger tobte als gewöhnlich, mit Anna offen zu reden.

"Guten Tag, Anna," begann er, "nun bin ich wieder hier."

"Ja, das seh' ich."

"Und da ich hier bin, wollt' ich Dich fragen, ob Du mich heiraten willst?"

"Herzliebster Joel, das will ich schon."

Etwas überrascht schielte der Freier forschend zum Mädchen hinüber, denn es entging ihm nicht, daß ihr Antwort nicht gerade froh klang. Da er aber tatkräftiger als gewöhnlich aufgelegt war und nicht auf halbem Wege umkehren mochte, fuhr er fort:

"Dann geh'n wir 'nauf und sprechen mit Deinen Eltern, und das sofort."

"Eiderman ist bei Muttern in der Küche," flüsterte Anna.

"Gerade deshalb soll's gleich gesch'h'n. Frischweg und karene Bescheid, das ist meine Art."

Joel band das Boot fest und beide gingen Hand in Hand zum Haus hinauf.

Ganz richtig sah Eidermann in der Küche und trank Kaffee. Er blickte Joel scheel an, als dieser eintrat, und seine Miene ward nicht freundlicher, da Anna folgte.

Joel grüßte und nahm auf demselben Sofa Platz, wo der ältere Freier bereits saß.

"Bietet mir die Mühme nicht auch 'ne Tasse Kaffee?" begann er.

"Du bist ja kaum zur Tür 'nein."

"Mir kann's auch gleich sein, ich bin weder hungrig noch durstig, hab' was anders vor."

"So—o, was könnt's denn sein?"

"Dachte zu frei'm."

Eidermann setzte seine Tasse hin, und die Frau am Herd maß dem jugendlichen Besucher mit bedenklicher Miene:

"Sör, Joel, ist er schon trocken hinter'n Ohren?"

"Was man nicht ist, kann man werden, das ist nicht der Rede wert. Ist Dein Vater daheim, Anna, so ruf ihn, besser die Sach' auf einmal abzumachen."

Es war mäschenstill in der Küche, während Anna hinausging und den Vater rief. Als dieser eintrat und die beiden Besucher erblickte, begriff er sogleich, um was es sich handelte. Mit sauer-löfflicher, ärgerlicher Miene blickte er in der Tür stehen, wendete

Das Briemchen im Munde und spie jächlich in die Asche auf dem Herd.

Stumm und unbeweglich blieb Eidermann auf dem Sofa sitzen, während seine Augen desto deutlicher redeten. Der Granstärbauer durchmaß bedächtig die Küche, indessen er und Eidermann einen verständnisvollen Blick wechselten.

„Na, um was handelt sich's denn?“ schnaubte der Bauer, als die Stille drügend zu werden begann.

„Ja, er, Joek, ist hier,“ bemerkte die Frau.

„Das seh ich,“ fuhr er ihr über dem Mund, „der Kerl ist lang genug.“

Joel nickte bekräftigend, als schmeichle ihm die Aeußerung.

„Ja, wie gesagt, ich bin hier,“ begann er phlegmatisch. „Und da ich Anna gern habe und sie mich leiden kann, dacht' ich zu fragen, ob Ihr was dagegen habt, daß wir uns zusammentun und uns heiraten.“

„Du kannst mir gefallen,“ zählte der Bauer und die Frau nickte zustimmend.

„Hab's mir gedacht,“ versetzte Joel gelassen. „Aber 's ist ja nicht 's erstemal, daß Eltern nicht begreifen, was ihren eigenen Kindern frommt, das kümmert mich nicht weiter. Ich will nun aber Anna heiraten, und da können wir die Sache für abgemacht halten.“

„Ihre eigenen Eltern haben wohl auch...“

„Ihre eigenen Eltern sollen sich zu allererst bedenken,“ unterbrach Joel die Rede, „und wenn sie ordentlich nachgedacht haben, werden sie schon begreifen, daß junge Leute am besten zusammenpassen. Aber ein Mädchen, das noch nicht neunzehn Jahre zählt, mit einem alten Kerl zusammenzuspannen, heißt Feuer und Wasser vereinen zu wollen. Das geht einfach nicht, nichts als Rauch und Qualm und Aerger entsteht drauß. Und das hat wohl niemand gern.“

„Er hat eine Schnauze, die ihresgleichen sucht,“ schnaubte die Frau erbost.

„Ja, die hat er,“ bestätigte Joel mit derselben unerschütterlichen Ruhe, die er die ganze Zeit gezeigt hatte. „Was das also angeht, brauchen wir nicht weiter drüber zu reden. Und hab' ich nun mal die Augen auf 'n Mäd'el geworfen, kann ich's auch verteidigen gegen wen's auch sei.“ Er erhob sich, stellte sich vor Eidermann hin und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, so daß die Kaffeekassen hopsten, „nicht etwa um zu drohen oder zu prahlen, bewahre, aber sieht einer mein Mädchen an, soll er lieber erst Gott bitten, ihn und seine Haut gnädig zu bewahren.“

Eidermann kroch in die innerste Sofaede und starrte Joel an. Der Bauer und seine Frau suchten vergebens nach Worten, ihrem Unwillen Luft zu machen, obwohl sie sonst nicht karg mit Worten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Zurechnung und Strafe.*)

Von Professor Dr. G. F. Lipps.

Die Bewertung unseres Handelns scheint an das Walten eines freien, mit vernünftiger Ueberlegung handelnden Willens gebunden. Sie gründet sich auf die Annahme, daß das, was wir tun, nicht notwendig geschieht, sondern auch unterbleiben könnte. Und dies setzt die Betätigung des vernunftbegabten Willens voraus. Denn der Wille ist es, der sich für die Tat entscheidet, der aber auch für das Unterlassen der Tat sich entscheiden könnte. Darum werden wir für all unser Tun und Lassen verantwortlich gemacht. Weil man uns einen zu freier Entscheidung befähigten Willen zuschreibt, wird von uns gefordert, daß wir die aus den Gewöhnungen des Lebens hervorgehenden Regeln, die zu Sitten und Gebräuchen, zu Geboten und Gesetzen werden, beachten und zur Nichtschmür unseres Handelns machen.

Mögen diese Anordnungen und Verpflichtungen auf göttliche Offenbarung oder auf menschliche Satzung zurückgeführt werden, sie gelten in dem einen wie in dem anderen Falle als verbindlich. Jede Abweichung wird als eine Tat betrachtet, die, weil sie freiwillig geschah, hätte unterbleiben können und, weil sie die bestehende Vorschrift mißachtete, hätte unterbleiben sollen.

Darum erfolgt die Strafe als eine Vergeltung. Denn die Uebertretung ist ja nicht unvermeidlich. Sie geht aus einer freien Entscheidung des Willens hervor und erregt deshalb Unwillen und Zorn, zu dessen Befänstigung Sühne und Opfer zu leisten sind. Wird aber die Uebeltat gesühnt, so wird auch der Uebeltäter von den Folgen seiner Tat erlöst. Er beschwichtigt durch Sühne und Opfer den Unwillen und Zorn, und darin besteht seine Erlösung.

An dieser auf dem Glauben an eine freie Willensbetätigung beruhenden Auffassung unseres Handelns können wir jedoch nicht festhalten, wenn wir zur Einsicht in die ausnahmslose Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit unseres Tuns und Lassens gelangen. Dies hebt indessen

*) Wir entnehmen die Ausführungen dem Schlusskapitel des Joeben in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ bei B. G. Teubner in Leipzig und Berlin erscheinenden Buches „Das Problem der Willensfreiheit“ (Preis geb. 1 M., in Leinwand geb. 1,25 M.), das auf Grund der modernen Forchtung die Frage nach der Freiheit und Gebundenheit des Willens behandelt.

den Wert unseres Handelns nicht auf. Denn die Gewöhnungen, die in der Betätigung unseres Lebenstriebes ihren Grund haben und an das immer wiederkehrende Aufleben und Wirkambleben des Vergangenen gebunden sind, bleiben nach wie vor in Kraft. Und aus den Gewöhnungen entwickeln sich Sitten und Gebräuche, geschriebene und ungeschriebene Gesetze, die immer gelten, wo Menschen gesellig zusammenleben, weil sie in der Natur des gesellschaftlichen Lebens ihren Grund haben; und Gesetze, die nach Zeit und Ort sich ändern, weil sie den durch die jeweiligen Verhältnisse bedingten Bedürfnissen des Gemeinwesens Rechnung tragen.

Aber diese Sitten und Gebräuche, diese geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze gehen aus dem Zusammenleben der Menschen hervor. Sie sind Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens. Sie bestimmen das Verhalten, an das die Erhaltung und Entwicklung des Gemeinwesens gebunden ist. Sie stellen daher die Regeln dar, die innerhalb eines bestehenden und sich entwickelnden Gemeinwesens tatsächlich Beachtung finden, so daß mit ihnen die Handlungsweise jedes einzelnen, dem gesellschaftlichen Verbands angehörigen Gliedes verglichen wird. Und der Wert, der den Handlungen beigegeben wird, hängt nach wie vor von der Uebereinstimmung mit den zur Geltung gekommenen Regeln ab.

Diese Regeln erleiden indessen mit derselben Notwendigkeit, mit der sie entstehen, auch Ausnahmen. Es werden Handlungen vorkommen, die bei der Vielgestaltigkeit und Veränderlichkeit der Einflüsse, denen die einzelnen Glieder des Gemeinwesens unterliegen, Abweichungen von der als Regel geltenden Handlungsweise darstellen. Und wir müssen diese Abweichungen für ebenso begründet ansehen, wie die der Regel entsprechenden Handlungen. Denn die Handlungen, die der naiven Betrachtungsweise als Aeußerungen eines mit Freiheit sich betätigenden Willens erscheinen, haben in gleicher Weise wie alles sonstige Geschehen als notwendig zu gelten. Ob sie überhaupt, für sich betrachtet, als Aeußerungen eines vernunftbegabten Willens aufgefaßt werden können, kann dahingestellt bleiben. Es genügt, daß sie im Zusammenhange mit der Gesamtheit alles Geschehens notwendig sind. Sie erscheinen daher wie alles sonstige Geschehen auch als vernünftig, soweit wir die Notwendigkeit einsehen und begreifen, so daß in diesem Sinne das, was wirklich ist, in der Tat, wie Hegel sagt, vernünftig ist.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit hindert jedoch keineswegs die Beurteilung einer Handlung, die den bestehenden Sitten und Gesetzen zuwiderläuft. Sie macht ja die Abweichung von der auf Sitte und Gesetz beruhenden Regel nicht geringer. Es wäre nur töricht, von Vergeltung, von Sühne und Opfer zu reden. Denn wir wissen, daß die Abweichungen im Zusammenleben der Menschen, im Zusammenschluß zu einer Lebensgemeinschaft ihren Grund haben. Und mit der Beurteilung einer Handlung bleibt auch die Bestrafung bestehen. Sie ist ihrerseits eine im menschlichen Leben wohlbegründete Handlungsweise.

Die so sich ergebende Veränderung in der Auffassung des menschlichen Handelns wird nun vollkommen klar und einleuchtend, wenn wir darauf achten, daß Kinder und auch Erwachsene, die wie Kinder sich verhalten, leicht sich dazu hinreißten lassen, sogar unbelebte Gegenstände — etwa einen Stuhl oder Tisch, an dem sie sich gestoßen haben — ihren Unwillen fühlen zu lassen. Da erhält wohl der Stuhl oder Tisch einen energischen Stoß oder Schlag. Wer über eine solche naive Zurechnung der Uebelstat eines unbelebten Gegenstandes hinausgewachsen ist, wird immer noch den Stuhl oder den Tisch für die Ursache des unangenehmen Vorfalls halten. Er wird also immer noch dem Dinge das Geschehnis zurechnen, insofern er in ihm die Ursache desselben sieht. Er wird auch auf Abhilfe bedacht sein, indem er den Stuhl oder den Tisch aus der bedrohlichen Nähe entfernt oder sonstwie Vorjorge trifft. Er wird aber über den Gegenstand nicht zornig sich entrüsten. Er wird keine Vergeltung üben und keine Sühne verlangen. — In gleicher Weise werden wir auch einem Menschen gegenüber, der eine böse Tat begangen hat, auf Vergeltung, auf Sühne und Opfer verzichten.

Diese veränderte Auffassungsweise hat sich hinsichtlich der Bestrafung von Vergehen und Verbrechen innerhalb der menschlichen Gesellschaft in der Tat bereits angebahnt, wenn sie auch nicht als vollzogen angesehen werden darf.

In der Strafrechtslehre, die mit den aus angeblich freier Willensentschließung hervorgehenden Gesetzesübertretungen sich zu befassen hat, ist die auf den notwendigen Zusammenhang alles Geschehens sich stützende Auffassungsweise bereits zum Durchbruch gekommen.

Kleines feuilleton.

Eine türkische Kriegserklärung vor 200 Jahren. Vor Eröffnung des Krieges, den der Sultan Mohammed IV. gegen Kaiser Leopold I. im Jahre 1682 führte, erging an diesen folgende Kriegserklärung, deren Original noch heute vorhanden ist und in seltsamem Gegensatz zu der Sprache steht, die der jetzige Kalifschah in seinen Aufrufen findet. „Von Gnaden des im Himmel waltenden Gottes, verpfänden wir, Mola Mohammed, glorreicher und ganz allgewaltiger Kaiser von Babylonien und Judäa, vom Orient und Occident, König aller irdischen und himmlischen Könige, Großkönig vom heiligen Arabien und Mauretanien, geborener, ruhmgekrönter König Jerusalems, Gebieter und Herr des Grabes des gekreuzigten Gottes der Ungläubigen, Dir Jasar Roms und Dir König

von Polen, Unser heiligstes Wort, ebenso allen Deinen Anhängern, daß Wir im Begriffe sind, Dein Ländchen mit Krieg zu überziehen, und führen Wir mit uns 18 Könige mit 1300 000 Kriegern Infanterie und Kavallerie, und werden Dein Ländchen mit diesem Heere, von dem weder Du noch Deine Anhänger je eine Ahnung hatten, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Hufeisen zertreten und dem Feuer und Schwerte überliefern. Vor allem befehlen Wir Dir, Uns in Deiner Residenzstadt Wien zu erwarten, damit Wir Dich köpfen können. Auch Du, kleines Königlein von Polen, tue dasselbe. Wir werden Dich, sowie alle Deine Anhänger vertilgen und das allerletzte Geschöpf Gottes, was nur ein Giar ist, von der Erde verschwinden machen. Wir werden Groß und Klein vorerst den grausamsten Qualen aussetzen und dann dem schändlichsten Tode übergeben. Dein kleines Reich will ich Dir nehmen und die gesamte Bevölkerung von der Erde wegjagen. Dich und den König von Polen werden Wir so lange leben lassen, bis Ihr Euch überzeugt haben werdet, daß Wir alles Angelegte erfüllt. Dies zur Darnachsicht. Gegeben in Unserem 40. Lebensjahre und in dem 26. Jahre Unserer allmächtigen Regierung."

Literarisches.

Karl Hendell nennt sein letztes Buch Gedichte — das zwölfte seit den achtzig Jahren — „Im Weitergehn“ (Verlag „Die Lesende“, München). Es schließt sich an den kurz vorher erschienenen Band „Weltlyrik“ an, in dem der Dichter seine Uebersegerkraft, die längst anerkannt ist, in der Fülle alten und neuen Schaffens zeigte. Wenn Hendell sich entschließt, ein Gedicht ins Deutsche zu übertragen, so ist das immer ein Zeichen, daß ihm das Gedicht persönlich nah ist. Das erhöht nun den Wert seines schönen Sammelbuchs fremder Lyrik. Wir hören einen Grundklang der Freude am Gewaltigen aus seinen Blättern. Wo mit Quadern gebaut wurde, da reizt es den deutschen Dichter, seine Kunst, die immer jauchzend nach dem Anblick des Starren und Hohen drängte und sich ihm in den besten Stunden gewachsen fühlte, einzusetzen. Der Wert seiner Arbeit besteht darin, daß sie nicht nur den Gesamtcharakter der fremden Dichtung wahrhaft: sie läßt auch dem Besonderen sein Recht und geht mit voller eigener Kraft in das einzelne und Ganze ein. In jeder Gabe empfangen wir eine sehr treue Uebersetzung des Vorbilds und zugleich ein Hendellsches Gedicht, das meist vollendet heißen darf. Dieser Zug bringt auch Einheit in die Fülle, an der so viele Dichter aller Zungen beteiligt sind. Der höchst mannigfaltige Buchinhalt, der stofflich mit mancher knorrigen Wurzel Soziales und Sozialistisches umflammet, scheint innerlich sinnvoll verbunden: aus dem mächtig pulsierenden Leben hervor aufgereiht. Das Buch Weltlyrik, dessen Anfänge im letzten Abschnitt des Buches der Freiheit von 1893 stehen, wird ein dauernd großer Genuß sein.

Das Buch „Im Weitergehn“, das nur eigene Lyrik darreicht, schließt sich in seiner Art den Bänden „Gipfel und Gründe“ und „Schwingungen“ an, die vor acht und sechs Jahren erschienen. Auch in dem neuen Buche tönt es vor allem von Liedern lichter Weiße. Weltheiterer Seligkeiten schwingen und schreiten. In kristallenklaren Glanz ist alles eingetaucht, das Kleine, das Große, das Farte, das Strenge, die Stille, der Sturm. Dies Wesen herrscht so durchaus vor, daß man fast erstaunt, wenn gegen den Schluß des Buches hier auf politische, satirische, polemische Stimmungen stößt. Die Schwere der Wirklichkeit, mit der auch Hendell einst innerlich aufgewühlt gerungen hat, scheint keine Nacht mehr über ihn zu haben. Dem Rhythmenringen der Gegenwart, in dem sich der Lebenskampf der jüngsten Generation abspiegelt, ist Hendells neues Buch fern. Der Dichter sieht die Wirklichkeit, die er durchwandert, aus seinem immer gebieterisch regen Drang, sich an Herrlichen zu freuen, alles ins Herrlichste gesteigert zu genießen. Leichtgläubigen Naturen wie ihm ist leidtiefes Graben und Grübeln fremd. Sie sind durchaus nicht blind für Widersinn, Beh und Grauen der Wirklichkeit, aber sie sehen's nie ohne das wunderartig säubernde Licht, unter dessen Macht alles Dunkle hinstirben wird. Gegen das Schwere geseit zu sein, ist höchste Bedingung ihres seelischen Lebens. Hendells Natur ist in dieser Art durchaus aufläuterndes Anschauen gestimmt, dem Falsches und Häßliches, so oft sich's herandrängen mag, nichts anhaben kann. Dieser Natur entspricht aber auch des Dichters Liebe zur „Kunst der edlen Formen“, die auf „stolzen Bau“ und „tiefgeschöpftes Bildtum“ hält, die „schwankte Willkür“ vertreibt und „festen Rhythmenplänen“ sich immer überzeugter zuwendet. Unter dem Zeichen so gerichteter künstlerischer Arbeit steht das Buch „Im Weitergehn“, und es hat Blätter genug herborgetrieben — das innigbewegte Lied „Heimliches Licht“ gehört zum Edelstünften — die als ein goldgrüner Schmuck am Baum Hendellscher Lyrik dauern werden. F. D.

Kunst.

Wie man hohe Preise für moderne Bilder macht. Wie ist es möglich, daß uns die neuesten Entartungen der Pariser Kunst, die Werke der Expressionisten und Kubisten, als Schöpfungen großer Genies angepriesen werden, und daß der, der sich solch ein Bild als kunsthistorische Kuriosität aufheben will, große Preise bezahlen muß? Diese Rätselsfrage beantwortet Camille Mauclair, indem er uns in einem Aufsatz der „Revue“ einen intimen Blick hinter die Kulissen des modernen Kunsthandels tun läßt. Die

Gestalt des Händlers mit modernen Gemälden ist erst im letzten halben Jahrhundert aufgelaucht und sie hat aus dem Kunstmarkt eine Börse gemacht, auf der mit Wildern spekuliert wird, wie sonst mit Aktien zur Zeit Delacroix' und Ingres' gab es nur Händler mit alten Kunstwerken; erst die Kaufleute, die den geschäftlichen Betrieb der Arbeiten der großen Impressionisten übernahmen, haben gezeigt, wie man mit Schöpfungen der zeitgenössischen Kunst ungeheuer viel verdienen kann. Die nach ihnen kamen, hatten es schon viel leichter; sie konnten vor irgend einem extravaganten Wilde mit warnend erhobenem Finger sagen: „Lachen Sie nicht vor dieser Leinwand; erinnern Sie sich daran, daß man auch vor Delacroix und Degas gelacht hat, und hüten Sie sich vor Bewußtseinsbissen!“ Die Händler der zweiten großen modernen Malergeneration Frankreichs haben dann die Spekulationsmethoden ausgebildet, deren sich die Allerjüngsten strupellos bedienen. Die Maler selbst haben nichts gehabt von der Hausse, die nach ihrem Tode mit ihren Wildern einsetzte. „Ezanne bringt's heute Miesenummen; er ist gestorben, ohne dieses Resultat vorausgesehen zu haben; er lebte ärmlich von einer kleinen Rente, verkaufte wenig oder nichts, zu lächerlichen Preisen, erstaunt darüber, daß er überhaupt was bekam. Van Gogh hat ohne alle Hilfsmittel gelebt; der brave Vater Tanguy kaufte von ihm ins Blaue hinein und tat, was er konnte, selbst ebenso arm wie ehrlich. Gauguin mußte, um nach Tahiti reisen zu können, im Hotel Drouot eine Menge von Wildern für einige Tausend Frank verlaufen und ist ohne einen Pfennig gestorben. Man kennt aber einen gewissen Händler, der, einige Schritte vom Boulevard entfernt, einen Kramladen hielt, besonders auffällig durch seine staubige Unordnung, seine schmügigen Schaufenster und seine schlechten, das Publikum abschreckenden Auslagen, und der ganz rasch ein Vermögen machte, indem er die schlechteren Arbeiten dieser Toten mit einem Vorteil von 500 oder 1000 Proz. verkaufte. Die unformlichsten Farbenflecke, die van Gogh auf ein Endchen Leinwand spritzte und für die man vor zehn Jahren nicht 10 Sous gegeben hätte, wurden mit Gold bedeckt. Das zeigt, wie unser Zeitalter den Toten Gerechtigkeit antut und fürchtet, rüchständig zu scheinen, aber nur der Kaufmann hat den Profit davon.“

Die Methoden dieses modernen Kunsthandels unterscheiden sich kaum von denen der Börse. Da gibt es z. B. die sehr beliebten Scheinkäufe. Ein Bild, das lange verächtet und unbeachtet in einer Ecke lag, erhält einen prächtigen Rahmen und eine ganze Geschichte. Drei oder vier Kaufleute übernehmen es zu scheinbar immer höheren Preisen und der Kunstfreund glaubt schließlich ein gutes Geschäft gemacht zu haben, wenn er 20 000 Fr. für ein Werk zahlt, das M. Arsonieu so glücklich war, für 16 000 Fr. von M. Tripion zu kaufen, der für dies Meisterwerk 10 000 Fr. M. Lardol zahlte, der es für 5000 Fr. von M. Labisier erworben hatte. Der wichtigste finanzielle Coup, der heute so strupellos geübt wird, ist das „Lancierien“. Das „unbekannte Genie“ wird ausgewählt in größter Stille, wie irgend ein fabelhaftes Bergwerk, dessen Aktien man an den Mann bringen will; man sieht nichts von seinen Werken, man weiß nur, daß es ein genialer Maler ist. Allmählich fängt man dann an, davon zu sprechen: Welcher Jammer, daß dieser Maler ruhmlos untergehen soll! Dann sieht man zwei oder drei Bilder von ihm, die letzten; rührende Anekdoten werden über ihn in Umlauf gesetzt. Einige Sammler kaufen aus frommer Reugier; man veranstaltet eine Subskription, um ein Bild den Museen zu schenken. Dann erscheinen neue Bilder und immer wieder neue; die Lobeserhebungen steigern sich. Endlich kommt die Apotheose.“ Der Händler aber, der alles geschickt inszeniert, verfährt mit dem aufgetauften Vorrat des neuen Genies sehr sparsam, hält viele Werke zur Preissteigerung zurück und bringt sie so immer teurer an den Mann.

Naturwissenschaftliches.

Eine Schmetterlingsammlung, die eine Million wert ist. Das große Museum für Naturgeschichte in der Londoner Vorstadt South Kensington hat ein Geschenk erhalten, daß von der Verwaltung dieses Museums selbst als das wertvollste seiner Art bezeichnet wird, das bisher jemals in seinen Besitz gelangt ist. Die Stiftung besteht in einer Schmetterlingsammlung, die ein vor wenigen Monaten verstorbener Mr. Adams hinterlassen hat. Dieser Mann, der in der erfreulichen Lage gewesen ist, große Geldmittel für seine Liebhabereien aufzuwenden, soll mehr als 800 000 M. nach und nach für diese Sammlung ausgegeben haben, so daß ihr Wert als Ganzes reichlich auf eine Million geschätzt werden kann. Sie enthält sowohl paläarktische wie exotische Schmetterlinge und Kotten. Außerdem besaß der Erblasser noch eine besondere Sammlung britischer Schmetterlinge, die er der entomologischen Sammlung seiner Vaterstadt hinterlassen hat. Um die große Sammlung, die etwa 150 000 Stücke umfaßt, aufstellen zu können, wird das Museum für Naturgeschichte allein 68 seiner Rabinette zur Verfügung stellen müssen. Im übrigen werden die Zoologen des Museums nicht mehr viel Mühe mit der Sammlung haben, da sie in ausgezeichnetem Erhaltungszustand und mit genauen Bezeichnungen der Art und des Fundorts für jedes einzelne Stück versehen ist. Adams war übrigens nicht nur Sammler, sondern auch selbst ein tüchtiger Entomologe, der über 200 neue Schmetterlinge entdeckt und beschrieben hat, deren Belege sich selbstverständlich gleichfalls in der Sammlung vorfinden.